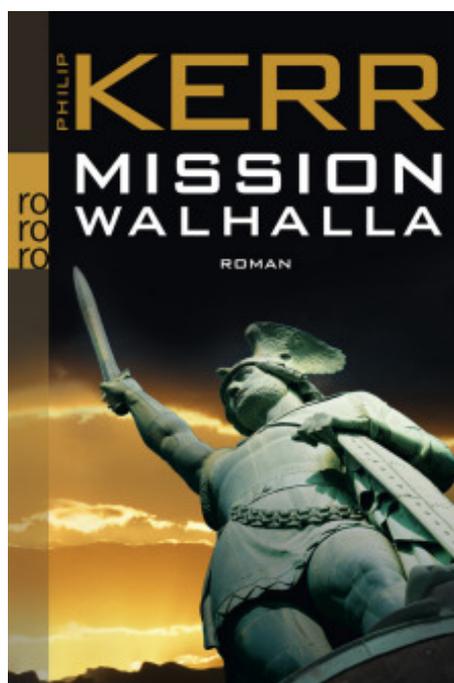


Leseprobe aus:

**Philip Kerr**

# **Mission Walhalla**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

KAPITEL 1  
**KUBA**  
1954

«Der Engländer da, bei Ernestina», sagte sie und deutete mit einem Kopfnicken in Richtung eines Pärchens, das in einer Ecke des luxuriös ausgestatteten Klubs beisammensaß. «Der erinnert mich an Sie, Señor Hausner.»

Doña Marina kannte mich nicht besser als jeder andere auf Kuba, oder vielleicht doch, weil uns mehr als bloß eine nette Bekanntschaft verband: Doña Marina besaß das größte und beste Bordell in ganz Havanna.

Der Engländer war groß, hatte hängende Schultern, blassblaue Augen und ein trauriges Gesicht. Er trug ein kurzärmeliges blaues Leinenhemd, eine graue Baumwollhose und blitzblanke schwarze Schuhe. Ich hatte das Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben, in der Floridita Bar oder vielleicht in der Lobby des Hotel Nacional. Aber mehr als der Engländer interessierte mich in diesem Moment die neue, halb nackte *chica* auf seinem Schoß, die sich gelegentlich an seiner Zigarette bediente, während er vergnügt ihre kolossalen Brüste in den Händen wog, als versuchte er, den Reifegrad zweier Pampelmusen einzuschätzen.

«Inwiefern?», fragte ich und musterte mich in dem großen Wandspiegel, auf der Suche nach einer Gemeinsamkeit zwischen uns, abgesehen von der Hochachtung vor Ernestinas

Brüsten, auf denen sich deutlich die großen dunklen Brustwarzen abzeichneten.

Das Gesicht, das mir aus dem Spiegel entgegenblickte, war breiter als das des Engländers, das Haar voller, aber beide waren wir um die fünfzig und vom Leben gezeichnet. Möglicherweise dachte Doña Marina, dass unsere Mienen nicht nur gelebtes Leben verrieten, sondern auch eine Spur von schlechtem Gewissen und Komplizenschaft erkennen ließen, als hätte keiner von uns beiden das getan, was er hätte tun müssen oder, schlimmer noch, als lebte jeder von uns mit einer geheimen Schuld.

«Sie beide haben die gleichen Augen», sagte Doña Marina.

«Ach, Sie meinen, sie sind blau», sagte ich, obwohl ich ahnte, dass sie das wahrscheinlich ganz und gar nicht meinte.

«Nein, das ist es nicht. Sie und Señor Greene sehen die Menschen auf eine bestimmte Art und Weise an. Als würden Sie in sie hineinblicken. Wie ein Spiritist. Oder vielleicht wie ein Polizist. Sie haben beide diesen durchdringenden Blick, als würden Sie jeden Menschen sofort durchschauen. Das kann einen richtig verunsichern.»

Es war kaum vorstellbar, dass Doña Marina sich von irgendwas oder irgendwem verunsichern ließ. Sie wirkte immer so entspannt wie eine Eidechse auf einem sonnenwarmen Felsen.

«Señor Greene, also?» Es überraschte mich nicht, dass Doña Marina keinen Hehl aus seiner Identität machte. Die Casa Marina war keines der Häuser, die man lieber unter falschem Namen betrat. Im Gegenteil, man brauchte Referenzen, um überhaupt eingelassen zu werden. «Vielleicht ist er ja Polizist. Würde mich nicht wundern, bei den großen Füßen.»

«Er ist Schriftsteller.»

«Was schreibt er denn?»

«Romane. Western, glaube ich. Er hat mir erzählt, dass er unter dem Namen Buck Dexter schreibt.»

«Nie von ihm gehört. Lebt er auf Kuba?»

«Nein, in London. Aber er kommt immer vorbei, wenn er in Havanna ist.»

«Ein Weltenbummler, was?»

«Ja. Anscheinend ist er gerade auf der Durchreise nach Haiti.» Sie lächelte. «Fällt Ihnen noch immer keine Gemeinsamkeit auf?»

«Nein, eigentlich nicht», erklärte ich mit Nachdruck und in der Hoffnung, dass sie das Thema wechseln würde.

«Wie lief es heute mit Omara?»

Ich nickte. «Gut.»

«Sie gefällt Ihnen, ja?»

«Sehr.»

«Sie ist aus Santiago», sagte Doña Marina, als würde das alles erklären. «Meine besten Mädchen kommen aus Santiago. Sie sehen von allen Mädchen auf Kuba am afrikanischsten aus. Darauf scheinen die Männer zu fliegen.»

«Da will ich nicht widersprechen.»

«Ich glaube, das hat damit zu tun, dass schwarze Frauen im Gegensatz zu weißen Frauen ein Becken haben, das fast so breit ist wie bei einem Mann. Ein anthropoides Becken. Und ehe Sie mich fragen, woher ich das weiß, ich war mal Krankenschwester.»

Das passte ins Bild. Doña Marina legte großen Wert auf Gesundheit und Hygiene, und zum Personal in ihrem Haus am Malecón gehörten zwei ausgebildete Krankenschwestern, die mit allem fertigwurden, vom Tripper bis zum Herzinfarkt. Es hieß, man hätte in der Casa Marina bessere Chancen, einen Herzstillstand zu überleben, als in der Universitätsklinik von Havanna.

«Santiago ist der reinste Schmelztiegel», fuhr sie fort. «Jamaikaner, Haitianer, Dominikaner, Bahamaer – eine karibische Stadt. Und natürlich gibt es nirgendwo auf Kuba mehr Rebellion. Jede Revolution beginnt in Santiago. Vielleicht liegt es daran, dass die Leute, die dort leben, alle auf die eine oder andere Art miteinander verwandt sind.»

Sie steckte eine Zigarette in eine kleine bernsteingelbe Zigarettenspitze und zündete sie mit einem hübschen Tischfeuerzeug an.

«Wussten Sie zum Beispiel, dass Omara mit dem Mann verwandt ist, der sich in Santiago um Ihr Boot kümmert?»

Mir schwante allmählich, dass Doña Marina mit ihrer Plauderei auf etwas Bestimmtes hinauswollte, denn nicht nur Mr. Greene zog es nach Haiti, sondern auch mich. Allerdings hatte meine Reise eigentlich geheim bleiben sollen.

«Nein, wusste ich nicht.» Ich sah auf die Uhr, doch ehe ich verkünden konnte, dass es Zeit zu gehen sei, hatte Doña Marina mich schon in ihren privaten Salon bugsiert und bot mir einen Drink an. Und da sie von meinem Boot wusste, sollte ich mir wohl besser anhören, was sie zu sagen hatte. Also nahm ich dankend an.

Sie holte einen in der Flasche gereiften Rum und goss mir großzügig ein.

«Auch Mister Greene schätzt unseren Havanna-Rum», bemerkte sie.

«Ich finde, Sie sollten jetzt zur Sache kommen», sagte ich. «Sie nicht auch?»

Sie tat es.

So kam es, dass etwa eine Woche später eine junge Frau auf dem Beifahrersitz meines Chevys saß, als ich in südwestlicher Richtung auf Kubas meistbefahrenem Highway nach Santiago

fuhr, ans andere Ende der Insel. Die Ironie entging mir nicht. Ich war drauf und dran, einem Geheimpolizisten zu entweichen, der mich erpressen wollte, und war dabei an eine Puffmutter geraten, die viel zu clever war, um mir offen zu drohen, mir aber einen Gefallen abverlangte, den ich ihr nur äußerst ungern tat: nämlich eine *chica* aus einer anderen *casa* in Havana auf meinen «Angelausflug» nach Haiti mitzunehmen. Mit Sicherheit kannte Doña Marina Leutnant Quevedo und wusste auch, dass er von meinem kleinen Bootstrip keineswegs begeistert wäre. Was sie höchstwahrscheinlich nicht wusste, war, dass er gedroht hatte, mich nach Deutschland abzuschieben, wo ich wegen Mordes gesucht wurde, wenn ich mich nicht bereit erklärte, den Unterweltboss Meyer Lansky auszuspionieren, der mein Arbeitgeber war. Jedenfalls blieb mir kaum was anderes übrig, als ihrer Bitte nachzukommen, auch wenn ich auf eine derartige Beifahrerin liebend gern verzichtet hätte. Melba Marrero wurde nämlich im Zusammenhang mit dem Mord an einem Polizeihauptmann gesucht, und Doña Marina hatte Freunde, die Melba so schnell wie möglich von der Insel schaffen wollten.

Melba Marrero war Anfang zwanzig, allerdings gab sie sich gern älter. Ich vermute, sie wollte einfach ernst genommen werden, und vielleicht hatte sie ja Hauptmann Balart erschossen, weil er es nicht getan hatte. Wahrscheinlicher ist, dass sie ihn erschossen hatte, weil sie mit Castros kommunistischen Rebellen in Verbindung stand. Sie hatte kaffeebraune Haut und ein fein geschnittenes, knabenhaftes Gesicht mit einem angriffslustigen Kinn. In ihren dunklen Augen schien ständig ein Gewitter aufzuziehen. Ihr Haar war nach der italienischen Mode geschnitten – kurz und stufig mit ein paar zarten, ins Gesicht gekämmten Locken. Sie trug eine schlichte weiße Bluse, eine enge beige Hose, einen hellbraunen Ledergürtel

und farblich passende Handschuhe. Sie sah aus, als würde sie gleich auf ein Pferd steigen, und ich konnte mir lebhaft vorstellen, wie das Pferd vor Freude laut wieherte.

«Warum fahren Sie kein Cabrio?», fragte sie, als wir kurz vor Santa Clara waren, wo wir unseren ersten Zwischenstopp einlegen wollten. «Für Kuba braucht man ein Cabrio.»

«Ich mag keine Cabrios. Damit erregt man Aufmerksamkeit. Und ich bin nicht scharf drauf, Aufmerksamkeit zu erregen.»

«Aha, dann sind Sie wohl schüchtern, was? Oder haben Sie irgendwas ausgefressen?»

«Weder noch. Ich werde nur nicht gern beobachtet.»

«Haben Sie eine Zigarette?»

«Im Handschuhfach ist ein Päckchen.»

Sie öffnete mit einem kräftigen Fingerdruck die Klappe und ließ sie herunterfallen.

«Old Gold. Ich mag keine Old Gold.»

«Du magst mein Auto nicht. Du magst meine Zigaretten nicht. Was magst du eigentlich?»

«Wen interessiert das schon.»

Ich schielte zu ihr rüber. Ihr Mund schien sich permanent zu einem Fletschen verziehen zu wollen, und dieser Eindruck wurde durch die kräftigen weißen Zähne noch verstärkt. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass irgendwer sie anfassen konnte, ohne dabei einen Finger zu verlieren. Sie seufzte, verschränkte die Hände und schob sie zwischen die Knie.

«Erzählen Sie mir Ihre Geschichte, Señor Hausner.»

«Ich habe keine.»

Sie zuckte die Achseln. «Aber bis Santiago sind es noch über tausend Kilometer.»

«Lies doch ein Buch.» Ich wusste, dass sie eins mithatte.

«Gute Idee.» Sie öffnete ihre Handtasche, nahm eine Brille und ein Buch heraus und fing an zu lesen.

Nach einer Weile gelang es mir, einen Blick auf den Titel zu werfen. Sie las *Wie der Stahl gehärtet wurde* von Nikolai Ostrowski. Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen.

«Was ist denn so lustig?»

Ich deutete mit einem Nicken auf das Buch auf ihrem Schoß. «Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut.»

«Das Buch handelt von jemandem, der an der Oktoberrevolution teilnimmt.»

«Dachte ich mir schon.»

«Und woran glauben Sie?»

«An nichts, eigentlich.»

«Damit ist niemandem geholfen.»

«Als ob das eine Rolle spielt.»

«Etwa nicht?»

«Meiner Meinung nach gewinnt die Partei der Ungläubigen regelmäßig die Wahl gegen die Partei der Bruderliebe. Das Volk und das Proletariat brauchen keine Hilfe. Jedenfalls nicht deine oder meine.»

«Das sehe ich anders.»

«Oh, das kann ich mir vorstellen. Aber ist doch komisch, findest du nicht? Dass wir beide nach Haiti abhauen. Du, weil du an etwas glaubst, und ich, weil ich an gar nichts glaube.»

«Sie glauben also an gar nichts. Marx und Engels hatten recht. Die Bourgeoisie produziert ihre eigenen Totengräber.»

Ich lachte.

«Eines haben wir jedenfalls geklärt», sagte sie. «Sie sind also tatsächlich auf der Flucht.»

«Ja. Ich kenne es nicht anders. Falls dich das wirklich interessiert, es ist die alte, immer gleiche Geschichte. Der Fliegende

Holländer. Der Ewige Jude. Ich bin ziemlich viel rumgekommen. Ich dachte, hier auf Kuba wäre ich sicher.»

«Auf Kuba ist keiner sicher», sagte sie. «Nicht mehr.»

«Ich war aber sicher», sagte ich, ohne auf sie einzugehen. «Bis ich versucht habe, den Helden zu spielen. Dabei hatte ich eines vergessen: Ich hab nicht das Zeug zum Helden. Hatte ich noch nie. Außerdem will die Welt keine Helden mehr. Die sind aus der Mode gekommen, wie die Rocklänge von letztem Jahr. Jetzt sind Freiheitskämpfer und Informanten gefragt. Tja, für das eine bin ich zu alt, und für das andere hab ich zu viel Skrupel.»

«Was ist denn passiert?»

«Ein unausstehlicher Leutnant vom militärischen Geheimdienst wollte aus mir einen Spitzel machen, aber ich habe von der Idee nichts gehalten.»

«Dann tun Sie das Richtige», sagte Melba. «Es ist keine Schande, kein Polizeispitzel sein zu wollen.»

«Das klingt ja fast so, als würde ich etwas Ehrenhaftes tun. So ist es nicht.»

«Wie dann?»

«Ich will einfach nicht abhängig sein, von niemandem. Das kenne ich zur Genüge aus dem Krieg. Ich bin lieber mein eigener Herr. Aber das ist nicht alles. Spionage ist gefährlich. Und besonders gefährlich, wenn eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass man erwischt wird. Aber ich vermute mal, dass du das inzwischen selbst am besten weißt.»

«Was hat Marina Ihnen über mich erzählt?»

«Alles, was nötig war. Ich hab die Ohren auf Durchzug geschaltet, nachdem sie gesagt hatte, dass du einen Polizisten umgelegt hast. Mehr gibt es da nicht zu wissen. Jedenfalls nicht für mich.»

«Das klingt, als würden Sie es missbilligen.»

«Mit Polizisten ist es wie mit anderen Menschen auch», sagte ich. «Manche sind gut und manche schlecht. Ich war selbst mal so ein Polizist. Ist lange her.»

«Ich hab es für die Revolution getan», sagte sie.

«Ich hab auch nicht geglaubt, dass du es für eine Kokosnuss getan hättest.»

«Er war ein Schwein, und er hatte es verdient, und ich hab es für –»

«Ich weiß, du hast es für die Revolution getan.»

«Finden Sie nicht, dass Kuba die Revolution braucht?»

«Natürlich könnte die Lage besser sein. Aber jede Revolution verursacht erst eine Menge Rauch, und dann zerfällt sie zu Asche. Deine wird auch nicht besser sein als all die anderen davor. Das garantier ich dir.»

Melba schüttelte energisch ihren hübschen Kopf, aber ich war gerade in Fahrt gekommen: «Wenn nämlich irgendwo jemand von einer besseren Gesellschaft redet, kannst du drauf wetten, dass er vorhat, sie auf ein paar Stangen Dynamit zu erbauen.»

Danach schwieg sie und ich auch.

Rund dreihundert Kilometer östlich von Havanna legten wir eine Pause ein. Santa Clara war ein malerisches, beschauliches Städtchen. Den Park im Zentrum säumten etliche alte Wohnhäuser und Hotels. Melba machte einen Spaziergang, während ich mich auf die Terrasse des Hotel Central setzte und allein zu Mittag aß. Das war mir nur recht. Als sie zurückkam, fuhren wir weiter.

Am frühen Abend erreichten wir Camaguey. Spitzwinkelige Häuser mit großen Blumenkübeln davor prägten das Straßenbild. Parallel zum Highway rollte ein Güterzug in die entgegengesetzte Richtung. Er war mit Baumstämmen beladen, die in der waldreichen Umgebung geschlagen worden waren.

«Hier übernachten wir», erklärte ich.

«Wir sollten lieber weiterfahren.»

«Kannst du fahren?»

«Nein.»

«Ich auch nicht. Nicht mehr. Ich bin geschafft. Bis Santiago sind es noch dreihundert Kilometer, und wenn wir nicht bald anhalten, fahre ich uns beide noch direkt in die Leichenhalle.»

In der Nähe einer Brauerei – einer der wenigen auf der Insel – passierten wir einen Polizeiwagen, und erneut dachte ich darüber nach, was Melba getan hatte.

«Wenn du einen Polizisten erschossen hast, sind die bestimmt ganz scharf drauf, dich zu schnappen», sagte ich.

«Und wie. Sie haben die *casa* in die Luft gejagt, in der ich gearbeitet habe. Einige der Mädchen wurden schwer verletzt, manche sogar getötet.»

«Deshalb hat Doña Marina sich also bereit erklärt, dir aus Havanna rauszuhelfen.» Ich nickte. «Ja, das leuchtet mir ein. Wenn eine *casa* in die Luft fliegt, ist das schlecht für alle anderen. Wir sollten uns ein Zimmer teilen, das ist sicherer. Ich sage, dass du meine Frau bist. Dann musst du keinen Ausweis vorzeigen.»

«Hören Sie, Señor Hausner, ich bin Ihnen dankbar, dass Sie mich mit nach Haiti nehmen. Aber eines sollten Sie wissen. Ich habe die Rolle der *chica* nur gespielt, um an Hauptmann Balart ranzukommen.»

«Gut, dass du das sagst.»

«Ich hab es für die –»

«Revolution getan. Ich weiß. Hör mal, Melba, du brauchst dir um deine Tugend, falls davon überhaupt noch was übrig ist, keine Sorgen zu machen. Ich hab dir doch gesagt, ich bin müde. Ich würde sogar in den Flammen eines brennenden

Hauses einschlafen. Ein Sessel oder ein Sofa tut's also, und du kannst das Bett haben.»

Sie nickte. «Danke, Señor.»

«Und hör endlich auf, mich Señor zu nennen. Ich heiße Carlos. Ich bin ab jetzt dein Mann, schon vergessen?»

Wir stiegen im Gran Hotel im Stadtzentrum ab und gingen auf unser Zimmer. Ich machte es mir sofort in meinem Nachtlager gemütlich, sofern das auf dem Fußboden möglich war. Der russische Boden im Sommer 1941 hatte das bequemste Bett abgegeben, in dem ich je geschlafen hatte, im Vergleich dazu war dieser hier unbequem. Andererseits war ich auch längst nicht so erschöpft, wie ich es damals war. Gegen zwei Uhr morgens wachte ich auf. Melba kniete neben mir, in ein Laken gewickelt.

«Was ist los?» Ich setzte mich auf und ächzte vor Schmerz.

«Ich hab Angst», sagte sie.

«Wovor denn?»

«Weißt du, was die mit mir anstellen, wenn sie mich schnappen?»

«Die Polizei?»

Sie nickte und begann zu frösteln.

«Und was soll ich da machen? Eine Gutenachtgeschichte erzählen? Hör zu, Melba. Morgen früh fahr ich dich nach Santiago, wir gehen auf mein Boot, und morgen Abend bist du in Haiti und in Sicherheit, okay? Aber jetzt würde ich gern weiterschlafen. Also, wenn es dir nichts ausmacht ...»

«Macht mir aber was aus», sagte sie. «Im Bett ist es viel kuscheliger als hier auf dem Boden. Und es ist breit genug für zwei.»

Damit hatte sie zweifellos recht. Das Bett war etwa so groß wie ein großes Stück Weide für einen Ziegenbock allein. Apropos Bock: Wie sie meine Hand nahm und mich rüber zum

Bett zog, das war schon ziemlich verlockend. Auf jeden Fall war es der Anblick, als sie das Laken auf den Boden gleiten ließ, was mich natürlich nicht störte, es war schließlich eine warme Nacht. Ich kann besonders gut denken, wenn ich so nackt bin, wie Melba es war. Ich versuchte, mich auf die Vorstellung zu konzentrieren, wie ich im Bett brav neben ihr schlief, aber es funktionierte nicht, weil sie mir vor Augen führte, was im Schaufenster angeboten wurde, und ich war kurz davor, mir die Nase an der Scheibe platt zu drücken, um genauer hinzusehen. Nicht, dass ich ernsthaft glaubte, sie sei scharf auf mich. Ich hab noch nie begriffen, warum eine Frau überhaupt einen Mann begehrt – wo Frauen doch so aussehen, wie sie aussehen. Aber Melba war jung und verängstigt und einsam, und sie wollte, dass jemand – vermutlich egal wer – sie in die Arme nahm und ihr das Gefühl gab, dass der Welt was an ihr lag. Ich kenn das. Man kommt allein auf die Welt, und man stirbt allein, und die übrige Zeit muss man sehen, wie man klarkommt.

Als wir am nächsten Tag Santiago erreichten, ruhte ihr Kopf schon seit guten hundertfünfzig Kilometern auf meiner Schulter, wie eine dunkle exotische Blume. Wir gingen miteinander um wie jedes junge Liebespaar, bei dem der Mann zufällig mehr als doppelt so alt ist wie die Frau, die zufällig noch dazu eine Mörderin ist. Vielleicht ist das ein bisschen unfair. Melba war schließlich nicht die Einzige, die jemanden erschossen hatte. Ich selbst hatte auch einige Erfahrung in dieser Hinsicht. Ziemlich viel Erfahrung sogar, aber das wollte ich lieber für mich behalten. Ich versuchte stattdessen, an das zu denken, was uns in Santiago erwartete. Manchmal macht uns die Zukunft Angst, aber die Vergangenheit ist noch schlimmer. Vor allem meine Vergangenheit. Der Gedanke an die Polizei

von Santiago ließ mich jedoch vergessen, was ich erlebt hatte. Sie stand im Ruf, brutal zu sein, ein Ruf, der sicherlich nicht von ungefähr kam. Ich erinnerte mich an Doña Marinas Bemerkung, dass jede kubanische Revolution in Santiago beginnt. Dass die Leute hier davon abgesehen irgendetwas lostraten, war schwer vorstellbar. Jeglicher Beginn setzt schließlich eine gewisse Regsamkeit voraus, Bewegung, meinetwegen auch Arbeit, aber auf den verschlafenen Straßen der Stadt war von alledem nichts zu sehen. Leitern und Schubkarren standen verlassen herum, Pferde dösten vor sich hin, Boote lagen herrenlos im Hafen und Fischernetze zum Trocknen in der Sonne. Die einzigen Menschen, die aussahen, als würden sie arbeiten, waren Polizisten. Aber Arbeit konnte man das kaum nennen: Sie hockten in ihren Autos, die im Schatten der pastellfarbenen Häuser der Stadt parkten, rauchten Zigaretten und warteten darauf, dass die Dinge sich beruhigten oder in Gang kamen, je nach Sichtweise. Wahrscheinlich war es zu heiß und sonnig für irgendwelche Probleme. Der Himmel war zu blau, und das Meer war zu glatt, die Statuen zu weiß und die Schatten zu kurz. Selbst die Kokosnüsse trugen hier Sonnenbrillen.

Ich kurvte ein wenig in der Gegend herum und orientierte mich dann an der Bekohlungsanlage von Cincoreales, was mir half, meinen Weg durch das Wirrwarr aus Werften, Auslegern, Kais, Schwimmkränen, Trockendocks und Slipanlagen zu finden. Hier wurde die Bootsflotte der Bucht von Santiago gewartet. Ich steuerte den Wagen einen steilen kopfsteingepflasterten Hang hinunter und eine schmale Gasse entlang. Über unseren Köpfen thronten gewaltige Überleitungen für Straßenbahnen, die nicht mehr fuhren, wie die Takelage eines Schoners, der längst ohne sie abgesegelt war. Ich hielt auf dem Bürgersteig an und spähte durch offene Flügeltüren in eine Bootswerft hinein.